Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 3

Artikel: Ein neues Lebensgefühl und das schweizerische Empfinden
Autor: Roth, Daniel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein neues Lebensgefühl und das schweizerische Empfinden

Von Daniel Roth

Urplötzlich – explosionsartig möchte man sagen – befaßt sich unsere Literatur wieder intensiv mit der Schweiz. Und zwar sind es die besten Bücher des diesjährigen Weihnachtsangebots, die in einer Zeit, da man besorgt immer tiefere Stimmbeteiligungen registriert, sich ausgerechnet mit Politik, Politiker-Biographien und Zeitgeschichte abgeben. Ja, sogar so etwas scheinbar Langweiliges wie Staats- und Landeskunde findet zum Beispiel in F. R. Allemanns «25mal die Schweiz» eine fesselnde Darstellung.

Vor allem ist es unser Verhalten in den Kriegsjahren, das unter die Lupe genommen wird. In den Biographien über Rudolf Minger und Emil Klöti werden uns zwei Möglichkeiten echt demokratischen Einsatzes liebevoll nahegebracht. In Alice Meyers «Anpassung oder Widerstand» wird die Grundfrage unserer Bewährung gegenüber der nationalsozialistischen Bedrohung in einer scheinbar leidenschaftslosen Analyse der Vorgänge von 1933 bis 1942 packend neu aufgerollt. Auch Schriftsteller W. M. Diggelmann begibt sich mit seinem Flair für das, was zieht, in die Arena und wirft (leider in verfälschender Konstruktion) gleich die heikelste Frage auf – eine Frage, die vielen von uns, die wir uns dem Nationalen Widerstand verschrieben hatten, auf der Seele brannte und noch immer brennt: Hätte die Schweiz, hätten wir nicht mehr tun können für die Juden?

Daß wir uns so intensiv und teilweise sogar recht unbekümmert mit der Kriegszeit befassen, befassen können, ist das untrügliche Zeichen, daß die Nachkriegszeit auch für uns Schweizer vorbei ist. Die geistigen Kräfte einer ganzen Generation lösen sich aus der Erstarrung, in die sie wie Lots Weib von den Schrecken der Vergangenheit versetzt worden waren. Als Salzsäulen konnten sie keine zukunftsweisenden Vorstellungen entwickeln. Ihr Leitmotiv aus der Kriegszeit, «Widerstand und Erneuerung», wurde überspült vom Nachholbedarf und vom Wohlstandsrausch. Auch die Gefahren, welche das sowjetische Weltherrschaftsstreben und die gleichmacherischen Europapläne der EWG für unser Land heraufbeschworen, ließen viele von uns nicht aus der Widerstandshaltung herauskommen.

Börsenkrach, Fremdarbeiteralarm, Zermatt, Mirage, Finanzaffären, Mattmark – all das hat die vielen aus der Selbsttäuschung der Wirtschaftseuphorie aufgeschreckt. Die Konjunkturbeschlüsse und der Fremdarbeiterstop haben uns – so sehr man über die einzelnen Massnahmen verschiedener Meinung sein kann – eine Verschnaufpause gebracht, die eine Neuorientierung ermöglicht. Außenpolitisch verschaffen uns die Antagonismen in der kommunistischen Welt und in der EWG Luft. Die Auflockerung der kirchlichen Gegensätze macht neue Kräfte frei. So haben wir auch den Mut, an die unheimlichen Aufgaben heranzugehen, die sich vor uns aufgetürmt haben – wovon zum Beispiel der Aufsatz des Ingenieurs Hans B. Barbe in der November-Nummer des Schweizer Spiegel einen Begriff vermittelt hat. Wir haben den Mut, die lange hinausgeschobene Arbeit der Totalrevision unserer Bundesverfassung, der Anpassung unserer Volksrechte und der Neugestaltung des Verhältnisses zwischen den Konfessionen ins Auge zu fassen.

Doch das ist erst der sichtbarere Teil der tiefgreifenden Wandlung, die auch unser Land erfaßt. Es sind gleichsam die Früchte, die wir bereits reifen sehen. Im Untergrund scheint sich noch Gewaltigeres anzukünden. Ein ganz neues Lebensgefühl geht durch die Welt und sprengt die bisherigen Formen. Sicher sind die Beatles mit ihrer fanatisierenden Verbindung von Rhythmus und hoher Musikalität auf der einen und James Bond, diese kalte Personifizierung aller primitiven Machtwünsche, auf der anderen Seite vorübergehende Mode-Leitbilder. Aber auch sie kündigen als zwei Pole einen neuen Stil an, der aus dem Verborgenen aufbricht. Besonders stark zeigt sich der Wandel, der sich auch bei uns vollzieht, in Kunst und Literatur. Noch immer dürften Gotthelf und Keller, Hodler und sogar Anker die meisten Schweizer persönlich stärker ansprechen als Frisch und Dürrenmatt, Le Corbusier und Giacometti. Aber immer mehr von uns haben doch das Gefühl, daß auch «an denen etwas dran ist». Sogar ein Pinget, der fast alle Satzzeichen wegläßt, erscheint uns nicht mehr als verrückt. Das zeugt von einem tiefen Urteilswandel, der sich auf allen Lebensgebieten auswirken muß. Erst recht gilt das von den neuen religiösen Fragestellungen, welche die Menschen auch in unserem Land zu beschäftigen beginnen.

Was eines Tages hinter allen diesen Entwicklungen zum Vorschein kommen wird, wissen wir nicht. Es wird Gutes und Schlechtes, Fruchtbares und Verderbliches, uns Schweizern Zuträgliches und Abträgliches, sein – soviel ist gewiß. Mindestens in dieser Hinsicht wird sich der Mensch gleich bleiben. Aber wo das Gute und wo das Schlechte liegt, das zu

durchschauen, ist – wie stets in Zeiten der Wandlung – schwerer geworden. Wir stoßen überall ins Unbekannte vor. Gerade deshalb haben wir jene Rückschau so nötig – ist es gut, daß wir das Einzige, das uns zunächst als Sicherheit bleibt, das Empfinden für das Rechte, schärfen durch eine neue Überprüfung der jüngsten Vergangenheit.

Manche der aufgezählten Erscheinungen wurden bisher von den meisten Schweizern als unserer Eigenart widersprechend betrachtet. Die Architektur Le Corbusiers, die Musik von Honegger, der Stil von Max Frisch – nicht nur gewisse despektierliche Aussprüche des einen oder anderen über unser Land – wurden häufig auch als «unschweizerisch» abgelehnt. Wir müssen mit diesem Attribut vorsichtiger umgehen und wieder – wie es seinerzeit schon Adolf Guggenbühl tat – die Grundsubstanz der schweizerischen Eigenart herausschälen aus dem bloß Traditionellen.

Wenn Kurt Marti, von dem wir in der September-Nummer unter dem Titel «Versuche» einige Gedichte veröffentlicht haben, gute schweizerdeutsche Verse im unlogischen Stil der Modernen schreibt, so gibt er unserer Eigenart zeitgemäß treffenden Ausdruck. Wenn er allerdings im Leitartikel einer Tageszeitung behauptet, das Wort «Überfremdung» sei «von unseren Behörden lanciert» worden und die «Überfremdung» sei «noch nie eine Gefahr für unser Land» gewesen, so müssen wir ihm mit aller Energie entgegentreten. Denn hier stellt er Tatsachen auf den Kopf: daß unser Land von 1900 bis 1935 in Gefahr kam, sein eigenes Gesicht zu verlieren, daß der deuschsprachige Teil – unter dem alles durchdringenden Einfluß des deutschen Geisteslebens und der Deutschen in der Schweiz – 1914/18 in beschämender Weise für Deutschland Partei ergriff, daß schließlich der Kampf gegen die Überfremdung aus dem Volk heraus als bitter nötige Abwehr gegen die nationalsozialistische Gefahr geführt werden mußte.

Viele, die sich dem Neuen verschrieben haben, werfen nicht nur das über Bord, von dem man geteilter Meinung sein kann, ob es noch gute Tradition oder überlebter Zopf sei, sondern greifen bedenkenlos auch die erhaltenswerte Eigenart an und gehen sogar mit der geschichtlichen Wahrheit wenig zimperlich um. So beschrieb kürzlich Professor Marcel Beck zum Jahrestag von Morgarten in interessanter Weise das Anwachsen der Bedeutung, die man dieser Schlacht im Lauf der letzten Jahrhunderte beimaß. Er trieb aber die Kritik am Mythos, der dabei entstand, so weit, daß er den Sieg als zufällig, ohne historische Bewandtnis hinstellte. Er sei auch keine wirkliche militärische Leistung, sondern nur durch die besondere Waffe (Morgensterne), die genagelten Schuhe und dadurch bedingt gewesen, daß der Angriff am günstigsten Ort erfolgte. Als ob diese drei Dinge nicht – einschließlich der Zahl der Schuhnägel – heute noch bei uns zu den militärischen Grunderfordernissen gezählt würden!

Man nimmt heute solchen Nonkonformismus nicht mehr allzu ernst. Auch wir, die wir wissen, daß man sich nur schöpferisch entfalten kann, wenn man sich selber treu bleibt, sollten nicht gar zu ängstlich sein. Wir dürfen darauf vertrauen, daß das schweizerische Empfinden tief genug verankert ist, um offensichtlichem Unsinn standzuhalten. Immerhin gibt es doch zu denken, daß unter anderem die größte Tageszeitung unseres Landes Becks Ausführungen, die mit dürftigen und schiefen Beweisen wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis vernütigen – weil der Autor, wie er einmal sagte, «das europäische über das schweizerische Vaterland» stellt –, ohne klaren Vorbehalt veröffentlichte. Es gibt zu denken, daß meines Wissens sich bisher kein Jüngerer gefunden hat, der mit der Verve und der wissenschaftlichen Fundierung eines Karl Meyer oder eines Leo Weisz der Beckschen Zerstörungswut entgegengetreten ist.

Wir müssen achtgeben, daß es uns nicht ergehe, wie in Dürrenmatts Täuferdrama «Es steht geschrieben» dem Kaufmann Knipperdollinck: Als er gut gespiesen hatte, gewann ihn der abenteuerliche Seelenfänger, der dann als gräßlicher Tyrann die Stadt Münster in ein Blutbad führte. Wir müssen das Wirre, das jetzt auf uns einstürmt, so furchtlos auf seinen wahren Gehalt hin prüfen, wie es seinerzeit die Kräfte des Widerstandes taten. Daß die Erneuerung nicht als jener Willensakt, als den wir sie uns seinerzeit vorstellten, sondern aus den Tiefen eines neuen Zeitgeistes erfolgt, braucht uns nicht zu schrecken. Aber es verpflichtet uns umso mehr, das Neue, das uns angepriesen wird, mit der Frage anzugehen, was davon für uns Schweizer tauglich ist.

Daß die Schweiz ihre ausgeprägte Besonderheit hat, die ihr ihren Sinn verleiht, spürt auch heute jeder, der mit offenem Blick in der Welt herumreist. Es gilt, der Frage, was diese unsere Besonderheit eigentlich ist und bleibt, in einer veränderten Welt neu nachzugehen.